

# **Wegworte**

*Die Wochensprüche  
des Kirchenjahres ausgelegt*

*3. Sonntag nach Epiphania*

calwer

### 3. Sonntag nach Epiphania

*Es werden kommen von Osten und von Westen,  
von Norden und von Süden, die zu Tisch sitzen  
werden im Reich Gottes.*

Lukas 13,29

Damals, als Jesus diese Vision seinen Jüngern mitteilte, muss das für sie unglaublich gewesen sein. Heute, fast zweitausend Jahre später, wissen wir, dass es Christen so gut wie in allen Ländern rund um den Globus gibt. Freilich leben sie in ganz unterschiedlichen Situationen: Es gibt Christen in Ländern, in denen sie nur eine verschwindende Minderheit darstellen, oft gefährdet sind oder immer wieder verfolgt werden. Was oft zur Folge hat, dass sie ihr Christsein als ein teures Bekenntnis besonders kraftvoll leben. Andere leben in Ländern, in denen sich noch immer weit mehr als die Hälfte der Bevölkerung zu einer christlichen Kirche zählt. Was andererseits zur Folge hat, dass in dieser »volkskirchlichen« Situation ihr Christsein gefährdet ist durch Anpassung an gerade gängige Denkmuster. Man will die Mehrheit der Bevölkerung bei der Kirche halten und macht den schmalen Weg breit.

Auf jeden Fall ist die bisherige Erfüllung der Vision Jesu, dass Menschen aus allen vier Himmelsrichtungen zum Gottesreich, das Jesus angesagt und selbst bereits verkörpert hat, finden werden, dass sie in allen Ländern vom Evangelium erreicht und erfasst werden, »ein Wunder vor unseren Augen«. Es ist eigentlich unglaublich. Wir können uns nicht genug darüber wundern. Wenn wir dann noch bedenken, wie zutiefst Ärgerliches durch Christen im Lauf der Jahrhunderte geschah, das sich die Christenheit immer neu vorhalten lassen muss, dann ist es umso wunderbarer, dass die Christenheit lebt und in vielen Teilen der Erde an Ausstrahlung gewinnt. In meinen Augen ist gerade die Tatsache, dass trotz des Versagens so vieler Christen und Kirchen das Evangelium in der Welt »läuft« und wirkt, fast so etwas wie ein »Gottesbeweis« (wenn es Gottesbeweise im strengen Sinn geben würde). Gottes Reich kommt durch uns, ohne uns, trotz uns, gegen uns, auf jeden Fall aber uns zugute.

Besser gesagt, das Reich Gottes ist schon da. Es ist mitten unter euch! (Lk 17,21; nicht, wie Luther übersetzt, »inwendig in euch«). Es ist da in Jesus, von dem der Kirchenvater Origenes mit Recht gesagt hat, er sei die Autobasileia, das Reich Gottes in Person, die Person gewordene Gottesherrschaft. Und weil Jesus auferstanden ist von den Toten, lebt und regiert, durch seinen Geist wirkt, wo und wann es ihm gefällt, werden heute in jedem Erdteil Menschen von dieser Botschaft angesprochen, berührt, überzeugt. Die Mensch gewordene Gottesherrschaft, die den Namen Jesus Christus trägt, erreicht sie, überholt sie.

Wenn wir verstanden haben, dass die Gottesherrschaft trotz uns kommt, dürfen und sollen wir freilich auch sehen, wie viel Gutes im Lauf der Geschichte in vielen Ländern durch das Evangelium bewirkt wurde und wird. Wie viel für die Befreiung der Völker von Angst und Unrecht, wie viel für eine neue friedliche Gesinnung, wie viel auf diakonischem Gebiet, wie viel für die Alphabetisierung und für die Entwicklung der medizinischen Versorgung geschah und geschieht. Um nur einiges anzudeuten. Wir sollten nicht mitmachen bei der einseitigen Buchführung derer, die in Sachen Kirche und Christen nur das Negative, nur Versagen und Kollaboration mit verbrecherischen Mächten sehen.

Besonders sollten wir dem oberflächlichen Trend, nach welchem Mission mit Kolonialismus und Imperialismus gleichgesetzt wird, widerstehen. Freilich gab es unheilvolle Verquickungen von Mission und westlichem Kolonialismus. Es gab Missionare, die diese Verquickung gebilligt und verstärkt haben, ohne zu sehen, wie sehr sie damit schlimmem Unrecht eine Art christlicher Rechtfertigung gegeben haben. Es gab aber auch nicht wenige Missionare, die unter dieser Verquickung gelitten und, so gut sie es konnten, ihr entgegengearbeitet haben. Es gab viele Missionare, zu deren Weltbild es ganz selbstverständlich gehörte, dass der weiße Mann der Lehrmeister der getauften Heidenchristen ist und bleibt. Und es gab und gibt andere, die vieles getan haben und tun, dass die jungen Kirchen selbstständig werden konnten und dass sie uns heute als selbstständige Partner gegenüberstehen. Erstaunlich ist es auf jeden Fall, dass das Evangelium von Jesus Christus eine immer größere Wirkung entfacht hat und entfacht.

Auch im Blick auf das Thema Kirche im Dritten Reich sollten wir nicht dem Trend folgen, die Christen nur eben als Versager auf der ganzen Linie zu verstehen. Die Aufarbeitung der Fakten kann nicht genau genug geschehen, aber sie sollte vom Willen bestimmt sein, wirklich zur Kenntnis zu nehmen, was war. Wenn wir Christen uns bei Leuten, die von den Kirchen sowieso nichts halten, damit anbiedern, dass wir bereitwillig ihre Pauschalverurteilungen übernehmen, tun wir damit weder ihnen noch der Sache des Evangeliums einen Dienst. Wir biedern uns mit dieser angeblichen Bußgesinnung, die keine ist, nur an. Wir bestätigen ihre oft von Unkenntnis geprägten, reichlich flachen Vorurteile. Das wollen sie von uns haben. Mancher Christ ist ihnen da allzu freudig zu Willen. Wir sollten ihnen viel eher zur Unterscheidung und einem differenzierten Urteil verhelfen. Auch gerade in der Nacht des Dritten Reiches waren »nicht alle Katzen grau«.

Eindrücklich war mir in diesem Zusammenhang eine Tagung, die wir in einem Bündnis mit verschiedenen linken Gruppierungen im Ulmer Haus der Begegnung gehalten haben. Wir hatten dazu auch den Berliner Soziologen Ossip Flechtheim und den einstigen Ratsvorsitzenden der EKD, Bischof Kurt Scharf, eingeladen. Tagungsthema war das Versagen der Kirchen im Dritten Reich. Wir wollten in dieser Sache sozusagen groß reinemachen. Entsprechend fielen die Vorträge und Diskussionen aus. Kurt Scharf hatten wir eingeladen als einen bußfertigen, kirchenkritischen Kirchenmann, Mitakteur der Bekennenden Kirche »Dahlemer Richtung«, Unterstützer des Stuttgarter Schuldbekenntnisses, des Darmstädter Wortes mit einer sehr selbstkritischen Sicht der Rolle der Kirchen, Vorsitzender der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Als dann bei dieser Tagung nur noch schwarz gefärbt wurde und der Widerstand einzelner Christen gegen das NS-Regime kaum noch genannt werden durfte, weil die Tagung auf eine Gesamtverurteilung der Kirchen angelegt war, widersprach Kurt Scharf in aller Würde und sagte etwa Folgendes: »Was ihr jetzt tut, ist Ausdruck der Undankbarkeit gegen Gott. Gott hat durch seinen Geist nicht wenigen Leuten große Tapferkeit gegeben, dem Unrecht des Dritten Reiches zu widerstehen. Viele haben dafür ihr Leben riskiert. Das darf nicht gering geachtet werden. Und sehr vielen Menschen gab der Heilige Geist die kleine Tapferkeit. Sie ist besser als keine. Wir sollten

uns angewöhnen, auch die kleine Tapferkeit von Menschen zu sehen und für sie Gott dankbar zu sein.«

Dasselbe dürfte bei der Aufarbeitung der Rolle von Kirchen und Christen in der DDR gelten. Dasselbe, wenn wir an die Rolle der Kirchen im einstigen Ostblock denken. Es gab bei viel Kollaboration auch viel Widerstand, an den wir nur dankbar erinnern können.

Und so dürfte die Rolle der Christen auch heute in den verschiedenen Teilen der Welt sein: Kollaboration mit dem Unrecht auf der einen, Widerstand bis zum Martyrium auf der anderen Seite. Es ist ein durchaus widersprüchliches Bild, das die Christenheit bietet. Umso erstaunlicher ist es, dass das Evangelium in vielen Teilen der Welt an Boden gewinnt.

Es ist für unser eigenes Christsein, auch für die Mentalität in den Gemeinden und in unserer Landeskirche, wichtig, dass wir diese ökumenische Perspektive nicht aus dem Blick verlieren. So sehr wir gut dran tun, unsere geistigen und geistlichen Traditionen zu erforschen und zu schätzen. Aber die besten württembergischen Traditionen, etwa bei Johannes Brenz, bei Johann Albrecht Bengel, Oetinger, Philipp Matthäus Hahn, bei den beiden Blumhardts, bei der Basler Mission, die ja weithin von Württemberg bestimmt war, waren doch immer diejenigen, die über den württembergischen Tellerrand hinausgewiesen haben. Nur ja kein »artgemäß« württembergisches Christentum (das mich immer an artgemäße Tierhaltung erinnert). Nur ja keine Verengung auf unsere Art und unsere Mentalität.

Wie unangemessen auch der Geruch von Gemeindementalitäten, die sich dadurch auszeichnen, dass sie es ganz unmöglich machen, dass die Gemeinde in A-Dorf mit der Gemeinde in B-Dorf, das drei Kilometer hinter dem Berg liegt, kooperiert. Als habe der Heilige Geist sich so unlösbar an die Mentalität von A-Dorf gebunden, dass A-Dorf sich bis zum Jüngsten Tag auf sein unverwechselbares Profil, das inkompatibel sei mit den Profilen anderer Gemeinden, berufen dürfe.

Und Gott bewahre uns davor, in unserer abendländisch christlichen Kultur – soweit man von ihr noch reden kann – die christliche Kultur zu sehen. Sie ist nur eine Ausprägung. Wenn Mission mehr sein will als nur ein oberflächliches Einfärben von Menschen durch christliche Gedanken, dann wird sie sich mit der jeweiligen Kultur eines

Volkes, auch gerade mit dessen religiöser Kultur, irgendwie einlassen; sie wird sich mit der jeweiligen Landeskultur in ein Gespräch begeben, wird versuchen, diese mit den Einsichten und Kräften des Evangeliums zu durchdringen. Es entsteht so eine Art Inkulturation des Evangeliums. Diesen Prozess können wir nur begrüßen.

Aber Vorsicht, wenn über Nacht daraus ein »artgemäß« indisches oder chinesisches oder afrikanisches Christentum wird, das in Konkurrenz tritt zu anderen »artgemäßen« Christentümern. Wir Deutschen haben den wohl spektakulärsten und blamabelsten Lernprozess in den Irrtümern der Deutschen Christen während des Dritten Reiches durchgemacht. Wir können andere Völker nur bitten, unsere Irrwege nicht zu wiederholen.

Das gilt auch im Blick auf die Auseinanderentwicklung nationaler Christentümer, für die besonders die protestantischen und orthodoxen Kirchen anfällig sind. Auch hier haben wir Deutschen in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts der Weltchristenheit ein warnendes Beispiel geboten. Nach 1989 wurde dieses Paktieren von Kirchen mit nationalistischen Bestrebungen im Bereich des einstigen Ostblocks zur Gefahr. Es ist historisch sehr wohl zu verstehen. Die ruhmreiche Sowjetunion hat die einzelnen Völker, die zu ihr gehörten, im Zeichen ihrer weltweit angelegten kommunistischen Vision unterdrückt. Sie hat zugleich die Kirchen unterdrückt. Man kann darüber diskutieren, ob sie mehr an ihren wirtschaftlichen Schwierigkeiten, an ihrer Unterdrückung der einzelnen Völker, an ihrer Unterdrückung der Kirchen oder an der nicht zu verwirklichenden Idee, die zur Ideologie geworden war, zerbrochen ist. Nun atmeten einige Völker auf. Als der verhasste Kommissar entmachtet war, fühlte der Pope oder der Bischof sich berufen, sich als Vater des Volkes zu präsentieren, in der Nation den Ton anzugeben. So geriet etwa die serbisch-orthodoxe Kirche in einer sehr ungunstigen Weise in die Rolle einer sich nationalistisch gebärdenden Kirche. Und wenn auch kluge und feine Kirchenväter in ihr wie der Patriarch Pawle versuchten, entschieden entgegenzusteuern, die beim Volk populären Bischöfe übernahmen doch immer mehr die Rolle, ihre Kirche nationalistisch einzufärben, Glauben und Liebe zu einer Nation unlösbar zusammenzubinden. Die Folge war, dass in den Balkankriegen der letzten zwanzig Jahre

die serbisch-orthodoxe Kirche eine sehr fragwürdige Rolle gespielt hat. Sie hat auf diese Weise ihr politisches Wächteramt schwer vernachlässigt und hat zu Gräueln geschwiegen, die der blinde Nationalitätenhass angerichtet hat.

Ich habe die Gefährdung orthodoxer Kirchen, in ein nationalistisches Christentum hineinzugeraten, am Ende der Gorbatschow-Ära in Belorussland im Gespräch mit einem Priester miterlebt, vor dem ich im Übrigen die allergrößte Hochachtung habe. Ich nenne ihn hier »Vater Michail«, die ganze Gemeinde nennt ihn so, selbst seine junge Frau spricht ihren jungen Ehemann mit »Vater Michail« an. Er opfert sich in der hochverstrahlten Zone für seine Gemeinde total auf. Die Kommissare gingen, Vater Michail und seine Frau mit den kleinen Kindern kamen. Er gehört einer nationalen Partei an, die damals, etwa um 1990, unter christlichem Vorzeichen die kommunistische Partei bekämpft hat. Er zeigte mir die belorussische Fahne, in der ein roter Streifen auf weißem Feld zu sehen ist. Die Farben dieser Fahne deutete er so: Belorussland hat wie Christus gelitten, unter Stalin, unter Hitler, unter Tschernobyl. Christus leidet mit uns. Daran erinnert das Blutrot in unserer Fahne. Es ist das Blut unseres Volkes und das Blut Christi. Aber vor strahlend weißem Hintergrund. Das ist Ostern. Christus ist auferstanden. Unser Volk wird auferstehen aus seiner Passion. Darum beten wir. Dafür kämpfen wir.

Ich versuchte ihm deutsche Erfahrungen aus den dreißiger Jahren deutlich zu machen, wollte ihm zeigen, dass ein Christentum, das Nation und Christus dermaßen eng in Verbindung miteinander bringt, sich auf gefährliche Abwege begibt. »Das sind euere deutschen Probleme«, sagte er mir. »Bei uns ist das etwas anderes.« Ich konnte ihn nicht überzeugen.

In diesem Gespräch spürte ich, wie anfällig für Versuchungen auch für hoch achtbare Christenmenschen der Weg in nationale Christentümer sein kann.

Vom Osten und vom Westen, von Norden und von Süden werden sie kommen, die zu Tisch sitzen werden im Gottesreich. Halten wir unseren Horizont offen, stärken wir in unseren Gemeinden und Landeskirchen alles, was zur Begegnung mit Christen anderer Länder und Erdteile führt. Nehmen wir teil an ihrem Geschick. So werden wir in

der Weltgesellschaft am ehesten mit einer Zunge in den großen, schweren Fragen, die heute die Menschheit bedrängen, die Weisheit des Evangeliums zur Sprache bringen können. Und nur so werden wir dem Auftrag entsprechen, den Jesaja dem Volk Gottes weitergab und den Johannes der Täufer uns als Auftrag mit auf den Weg gegeben hat: »Bereitet dem Herrn den Weg!« (Jes 40,3; Mt 3,3).